

Seltsam, jetzt war hier der Ausgang, abends, wenn Hengartner dem Untergrund entstieg. Hier, S-Bahn-Station Selnau, stieg er aus. Ein unterirdisches Geschoss, zwei Geleise, ein fahles Licht, kein halbes Dutzend Leute, die sich in Eile entfernten. Hengartner hatte nur noch eine Station zu fahren. Hier, wo die Tunnelröhre jetzt das Flussbett einnahm, war sein Halt. Hier, in die Sihl eingerückt, war die Baustelle gewesen, wo er Juan getroffen hatte, auf Reportage für die Gewerkschaftszeitung. Keine zehn Jahre war das her. Noch war die Stadt voller Baustellen gewesen, und wer sich hinter die Bauschranken begab, befand sich in einer Welt, in der Spanisch, Italienisch oder Portugiesisch geredet wurde. Er befand sich im Ausland, mitten in der Stadt. Jede Baustelle eine Enklave. Hier, auf diesem Bauabschnitt, waren 80 Arbeiter beschäftigt gewesen, zwei von dreien Saisonniers – Arbeiter, die für neun Monate ins Land geholt wurden, wobei das Gesetz ihnen verbot, Frau und Kinder mitreisen zu lassen. Er wolle bis zur Pensionierung arbeiten, hatte Juan gesagt. Wenn sie ihm kündigten, täten sie's ohne Grund. Aber Juan war bereits 59, entkräftet, mit Staublunge eingedeckt, nach 24 Jahren in der Schweiz. Zuerst hatte er drei Jahre in Bern gearbeitet, in der Landwirtschaft, dann auf dem Bau, ein kräftiger junger Bursche wie jetzt Pedro, sein Sohn, der neben Juan stand, der wie er auf dem Bau war, auf derselben Baustelle, das zweite Jahr jetzt. Sie kamen mit dem Tram zur Arbeit, Vater und Sohn. Sie wohnten in Oerlikon, aber im Hallenstadion waren sie noch nie gewesen. Was Pedro interessierte, war Fussball, war Real Madrid. Aber Juan hatte nicht nur Pedro, er hatte acht Kinder: vier in der Schweiz, vier in Spanien. 1200 Franken Wohnungsmiete, 300 pro Person, hatte Juan vorgerechnet. Eine Tochter hatte es zur Migros-Kassiererin gebracht, ein Sohn zum Mechaniker auf dem Flughafen. Nicht ohne Stolz hatte Juan das gesagt, als er unter der hohen, im Rohbau fertigen Mauer stand, den Besen in der Hand. Die vier Kinder in Spanien

waren jünger. Sie lebten in einem Internat. Das Saisonierstatut bildete eine Mauer, die ganze Familien zerriss. Hengartner wandte sich dem Ausgang zu. Hier, wo jetzt die neue Börse war: Läden im Unter- und Erdgeschoss, Rolltreppe in die Einkaufs-Plaza, leer, entvölkert alles, die Läden ohne Kunden, in Neonschrift *Davidoff Cigars*. Er nahm die Treppe, die zur Stauffacherbrücke führte, sauber, blankpoliert, selbst zu dieser Stunde, sechs Uhr abends. Und dann stand er oben, stand unter einer der vier Brückensäulen, im Rücken die neue Börse, scharfkantig, spiegelglatt, ein Sockel mit Aufbau, quadratisch, blaugrau, granitverkleidet, sechsgeschossig, hundertdreißig Meter, der Sihl entlang, das Hauptportal ein auskragendes Ecktor, zwanzig Meter hoch, ein Brückenkopf, ein Eckpfeiler gegen Aussersihl. Gegenüber, am Horizont, die Hügelkuppe des Üetlibergs, der weite Himmel im noch hellen Abendlicht. Es hatte spät, Mitte Februar erst, zu schneien begonnen diesen Winter, aber jetzt lag auf der Strasse vereister Schnee, Glatteis hatte sich gebildet. Auf der entgegengesetzten Seite der Brücke, wo die Genossenschaftsdruckerei gewesen war, wo an der Frontfassade «Volksrecht» gestanden hatte, war jetzt die «Privat- und Wirtschaftsbank», aber die Frontfassade hatten sie massstabsgetreu nachgebaut. Hier, im ersten Stock, wo das «Volksrecht» gewesen war, hatte Hengartner angefangen, als er 1966 in die Stadt gekommen war, ein Zwanzigjähriger. Hier um die Ecke, in einer Dachmansarde an der Morgartenstrasse, war seine erste Unterkunft gewesen. Vor seiner Zeit, 1933, hatte hier das rote Zürich begonnen, die Stadt der Arbeiter, der Zugezogenen, der Italiener, Aussersihl, das antifaschistische Zürich. Hier, an dieser Brücke, hatten sie den Fackelzug der Nationalen Front abgewehrt, die mit dem Freisinn aufmarschierte, in Viererkolonnen, mit Fackeln, mit Naziparolen, mit Musikkorps voran. Sie redeten nicht davon, die Verteidiger der Brücke – pensionierte Genossen, die das Alter von Hengartners Vater hatten. Und wenn sie davon redeten, taten sie's, als ob sie einen Schauer abzuschütteln hätten. Weil die Geschichte sie betrogen hatte? Weil es anders hätte kommen können? Weil auf Dachzinnen Brennstoff bereitgestanden hatte? Hengartner ging die Stauffacherstrasse entlang, aber es war nicht mehr die Strasse, durch die er als Zwanzigjähriger gegangen war. Du kannst dieselbe Strasse nicht zweimal entlanglaufen, weil die Strasse sich laufend verändert mit den sich verändernden Passanten, mit dem im Laufe des Tages sich ändernden Licht, mit dem im Laufe der Welt sich ändernden Läden, Fassaden und Gebäuden. Hengartner sah die Stauffacherstrasse mit den Augen dessen, der einmal hier gelebt hatte. Er brachte seine Mythen, seine Erinnerungen, seine Träume mit. Die schäbigste Strasse verwandelte sich in solchem Licht. Draussen war's noch hell, wenn Hengartner jetzt abends aus dem Büro kam. Sie hatten die letzte Februarwoche, sie befanden sich im Sternzeichen des Fisches. Oder noch des Wassermanns?

«Es hat Flutsch gemacht», hatte Vero bloss gesagt, als sie gesehen hatte, dass es soweit war – mitten in der auf der Redaktion um sich greifenden Trostlosigkeit dieses freudige Ereignis, das sich auf so unkomplizierte Art ankündigte, das Ende der gezählten Tage, der Tage bis zur Geburt. Hatte Vero sie nicht ausgestanden, als sei's das Natürlichste der Welt, was es ja auch war? Oder war sie zur Arbeit gekommen, weil sie das Geld brauchte? Bis zuletzt, bis gestern, als Turi mit ihr nach Hause und ins Spital gefahren war, Turi, den sie im Spital für Veros Mann gehalten hatten. Aber Veros Mann, Jiri, war noch unterwegs gewesen, auf der Anreise aus Genf, wo sein Arbeitsplatz noch immer war, obwohl die US-Bank, die vor neun Monaten ihre Filiale aus Zürich abgezogen hatte, in einem Vierteljahr auch in Genf dicht machen würde. Und dann – war Jiri dann arbeitslos, ohne Stelle? Das waren die Umstände, in denen Vero ihr Kind zur Welt brachte, 3 Kilo 460 Gramm, 50 cm – ein Bündel, blau, so blau, bevor es den ersten Atemzug, den ersten dünnen Lebensschrei tat, ein Mädchen, Ursina. Und rechtzeitig war Jiri im Spital eingetroffen, Jiri, der stolze Vater.

Aber zuvor noch, gestern Vormittag, als Hengartner sich ins Parterre begeben hatte, war er Vero begegnet, die gerade erst aus der Toilette gekommen war. Und sie hatte Hengartner angesehen, sie hatte gelacht, ein hübsches, offenes Gesicht, kastanienbraunes Haar, so hatte dagestanden, halb im Gang, halb im Sekretariat, hatte dagestanden mit ihrem Bauch, der kugelrund geworden war, und hatte diesen einen Satz von sich gegeben, erfüllt, flapsig, schriller, als es ihre Art war, unbekümmert:

«Es hat Flutsch gemacht.»

Nun also war es soweit. Zumindest Anzeichen gab es dafür. Die Fötzel, die im Ausfluss waren? Als Vorboten für das, was noch kommen sollte? Am Telefon hatte die Schwester im Spital Vero gefragt:

«Hat's Fötzel drin?»

Kleine weisse Fötzel, hatte Vero gesagt. Sie war so jung, sie war so – sie hatte so gar keine Angst, es war nur, als wollte sie's nicht glauben. Das also war der Augenblick des Aufbruchs? Eben war Turi hinzugetreten, die Autoschlüssel in der Hand. «Komm», hatte Turi mit ruhiger Stimme gesagt. «Wir müssen jetzt gehen, wir müssen das Köfferchen holen gehen.»

Aber Vero hatte es nicht eilig. Sie hatte sich noch einmal umgedreht. Sie hatte Hengartner angesehen. Und plötzlich hatte sie gefragt:

«Was hast du?» Und dann, als sei er kreideweiss im Gesicht: «Du siehst aus, als müsstest du an eine Beerdigung.»

«Aber das muss ich –» Es lupfte Hengartner schier, die Tränen standen ihm zuvorderst, ausgeschlossen, wie er war, durch diesen Riss getrennt vom Leben, das aus Fötzeln bestand, aus kleinen weissen Fötzeln. Ihm war anderes vorbehalten. Er sagte:

«– ich muss an eine Beerdigung.»

Sein Vater. Letzten Freitag war sein Vater gestorben. Und gestern, als Vero ihr Kind zur Welt brachte, war die Beerdigung gewesen. Hengartner war nach Rüti gefahren. Allein, ohne Astrid. Es war jetzt ein Vierteljahr, dass er nicht mehr mit Astrid zusammen war. Aber er hatte sie angerufen, ungläubig, wie er noch immer war, hatte gefragt:

«Willst du mitkommen?»

Aber Astrid schwieg.

Und als wüsste sie das nicht, fügte Hengartner hinzu:

«Es ist mein Vater.»

Astrid hatte trotzdem nicht mitkommen wollen. Sie wollte überhaupt nicht mehr. Er wusste nicht, wie's weiterging. Er wusste es wirklich nicht.

«Was machst du?»

Sie hatte begonnen, ihn mit Schweigen zu bestrafen – mit dem Schweigen der Verachtung, der Missbilligung, die an die Stelle ihrer Wut, ihres Hasses getreten waren. All ihre Gefühle hatten sich ins Gegenteil verkehrt. Aus tiefster Zuneigung war schroffste Ablehnung geworden.

«Kommst du voran?», hatte er gefragt.

«Ja, wir –» Und er wusste, sie meinte sich und Elmar – er rief nicht mehr an. Einmal hatte Elmar abgenommen. Und Astrid hatte gesagt:

«Du spionierst mir nach.»

«Ich – was mache ich? Ich wollte fragen, wie's dir geht.»

«Nein», sagte Astrid.

Schnippisch erwiderte Hengartner: «Ich weiss nicht, was du hast. Wirklich nicht.»

«Für mich bist du tot, verstehst du? Gestorben, tot.»

«Was heisst das?» Hengartner erschrak. Es war wie ein Todesurteil, es von Astrid zu hören.

«Ich will dich nicht sehen –» Und dann, als hätte sie sein leeres Schlucken gehört: «– ich kann nicht.»

Sie wollte nicht gestört werden. Sie hatte ihre Diplomarbeit zu schreiben. Sie wollte ihn nicht sehen, sie konnte nicht. Hengartner hatte es bisher stets auf ihre Arbeit bezogen. Er hatte Astrid geglaubt. Aber jetzt war er nicht mehr so sicher.

«Merkst du nicht, dass du störst?», hatte Astrid gefragt, als sei's gar keine Frage.

«Was willst du?», hatte Hengartner erwidert.

Und Astrid – mit unbewegter Stimme, als hätte sie darauf gewartet, genau darauf, als hätte sie es eingeübt – hatte ohne zu zögern geantwortet:

«Die Scheidung.»

Hengartner atmete aus, als sei's seine eigene Beerdigung. Er hatte Vater

noch gesehen, letzte Woche, als er nach Rüti gefahren war, allein, um Vater noch einmal zu besuchen, das letzte Mal, wie sich herausstellte. Mutter hatte angerufen, sie möchten noch einmal zusammenkommen. Vater war jetzt im Krankenhaus des Kreispitals Rüti. Seit Weihnachten hatte sich sein Zustand rasch verschlechtert. Und dann, Ende Februar, Freitagmittag, hatte Mutter angerufen, hatte gesagt, er sei gestorben, der Daddy, Tränen in ihrer Stimme. Aber als sei sie erlöst, um diese eine Last erleichtert, hatte Mutter hinzugefügt:

«Er hat mich ja nicht mehr gekannt.»

Aber gestern, als Hengartner sie bei der Abdankung gesehen hatte, so gefasst, so unabhängig, als hätte Mutter auf diesen Augenblick gewartet, als würde sie sich auf etwas besinnen, seine Mutter, die jüngste der drei Töchter eines Kolonialwarenhändlers – woher nahm sie die neue Kraft? Der Pfarrer, ein Fremder. Die Worte, die er sprach, waren so achtlos. Er sprach von einem Fremden, in fremden Worten. Das war nicht sein Vater. Hengartner kannte ihn besser. Der Pfarrer sollte aufhören, endlich aufhören. Dabei war's nur seine Pflicht, was er tat. Der Nachruf, das Ritual. Die Heuchelei, gefühllos. Es war die schiere Autorität, die Hengartner ins Kreuz fuhr, schmerzhaft, solange er ausharrte, ungeduldig auf dieser harten Kirchenbank, auf der er hin und her rutschte und auf das Ende wartete. Endlich wurden sie aufgefordert aufzustehen, zum Gebet, ein letztes Mal. Aber jetzt, wo Vater tot war, begann er für Hengartner lebendig zu werden, in Gedanken, in Träumen, so lebendig wie Astrid, die Hengartner überallhin verfolgte. Wie rasch alles gegangen war. Die Trennung. Der Tod. Wie rasch er allein war, wieder allein. Letzte Woche noch, bei Hengartners letztem Besuch – nein, er hatte nicht geglaubt, dass er das letzte Mal hier stünde. Die Familie war ums Sterbebett versammelt, aber Vater starb nicht. Er blickte verwundert, als sei er über die Aufmerksamkeit erstaunt, die ihm zuteil wurde. Sein Gesicht war knochig geworden, eingefallen. Er sah nicht mehr lesen. Er konnte nicht mehr gehen. Er konnte sich an sie nicht mehr erinnern. Wer waren sie? Wo war er? Aber einen Augenblick lang hatte Vater den Kopf gehoben, die Lippen bewegt, und dann, nach weiteren zwei Anläufen hatte er in grossem Ernst, mit ganzer Anstrengung hervorgebracht:

«Ich –»

Letzte Worte? Hengartner verstand nicht.

«– rund...»

Vater lispelte. Unhörbar beinahe. Er verschluckte sich. Hengartner beugte seinen Kopf, sein Ohr zu ihm nieder. Verstört, überrascht.

«... und –» Vater verschluckte sich erneut.

Hengartner sah ihn an, um Verständigung bemüht. «Grund?»

«– dr und –»

Und Hengartner, ratend, fragend: «Der Hund?»

Wann? Was für ein Hund? Sie hatten keinen Hund gehabt zu Hause.

«– missen...»

Hengartner: «Vermissen?»

«...pissen –»

«Pissen? Du musst pissen?»

Vater lispelte und schluckte wieder. Er wiederholte – kraftlos, tonlos:

«– ge-... bissen.» Dann, noch einmal: «– ge-... bissen.»

Es war Eingebung, als Hengartner übersetzte:

«Mich hat der Hund gebissen?»

Aber hiess es das? Und was hiess das? Oder machte Vater sich lustig über sie alle, die hier am Bett standen?

«Aber hier gibt's doch keinen Hund.»

«Opa, hier gibt's keinen Hund.» Judy war vorgetreten, nachdem sie gespannt im Schweigen der andern verharret hatte.

Vielleicht meinte Vater das nicht wörtlich, vielleicht war der Hund, den er meinte, ein Mensch, ein Vorgesetzter, ein Aufpasser. Vater hatte den Mund verformt, lautlos, ein schales verzerrtes Lächeln. Was für eine Farce.

«Was für ein Hund?», fragte Hengartner.

Aber Vater war mit dem Kopf zurückgesackt, in sein Kissen zurück, die Augen waren ihm zugefallen, und Vater war in Schlaf gesunken, als hätte die Anstrengung ihn überfordert.

Es war seine letzte Mitteilung gewesen.

Seine letzte Wahrheit. *Mich hat der Hund gebissen?*

Die Färberei, in der Vater sein Leben lang gearbeitet hatte. Hengartner hörte noch immer den Pfarrer, die Worte in der Abdankung. «Sein Leben war Pflicht.» Hengartner Heinrich, geboren 1914: Färbereiarbeiter, verschieden, eingäschert, beerdigt. Aber der Pfarrer – «von uns gegangen», hatte der Pfarrer gesagt, «abberufen.» Und: «Sein Leben war Arbeit.» Verinnerlichte Unterdrückung, hatte Hengartner gedacht. «Zugezogen aus dem Toggenburg, ein Bauernsohn, ein Bergbauernsohn, hager, zäh –» Sieben Geschwister hatte Vater gehabt, und er hatte sie alle überlebt, der zweitälteste, der in die Fabrik gegangen war. Wohin sonst? Hengartner hörte nicht mehr zu. Der Pfarrer war zum Schluss gekommen: «– mit Gott.» Endlich, als sie auch das ausgestanden hatten, ein verlorenes Häufchen, das vor der Friedhofskapelle beisammen stand, frierend: die Familie, ein Arbeitskollege, der mit Vater in der Fabrik gewesen war, vierzig Jahre lang, Hinterbliebene, Verwandte, Mutter, Myrta, Hengartners Schwester, Myrtas Mann, Judy, Gret. Und dann, als sie bei Tisch zusammengesessen hatten, war Judy, die Kleine – sie war frech geworden, vorlaut, sie hatte zu Hengartner gesagt:

«Sie hat ihren Freund nicht mehr. Und du bist ohne Frau.»

Myrta war im selben Augenblick dazugetreten.

«Aber es ist auch schwer –», hatte Myrta zu Hengartner gesagt. «– es mit dir auszuhalten.»

Warum hatte Myrta das gesagt? So grob, so ordinär. Es war nicht der Vater, nicht die Mutter, über die Hengartner sich entsetzte. Es war – ein Ton, der neu war? oder sehr alt? – seine Schwester, Myrta. Sie wusste alles, sie wusste alles immer besser. Aber Hengartner hatte sich an Gret gewandt, die neben Judy sass:

«Was ist denn passiert? Was ist passiert?»

Gret zuckte nur die Schultern, als wollte sie sagen: Wie soll ich das wissen? Nein, Gret dachte nicht an Hengartner, den anderen Verlassenen an ihrem Tisch, bestimmt nicht. Er war für sie Onkel Kurt, er war weit weg.

«Er hat eine andere», sagte Judy.

Und Gret: «Er hat es mir nicht gesagt. Und dann hab ich ihn gefragt. Aber er hat es bestritten.»

«Bestritten?», wiederholte Hengartner.

«Ja.» Gret blickte ihn an. «Und dann hat er gesagt, er kann das einfach nicht, mich gleich so in die Arme nehmen, nachdem er mich vier Tage nicht gesehen hat. Das hat er noch nie gesagt, und das stimmt auch überhaupt nicht, im Gegenteil, gerade er – Und dann sind wir auseinander, und dann haben wir telefoniert und gestritten und noch einmal telefoniert.»

Und während Gret noch redete, fiel sie Hengartner wieder ein, die Geschichte mit dem Fahmentuch, das nach dem Krieg zum Vorschein gekommen war, weissrot-schwarz, mit aufgenähtem Hakenkreuz. Ein Fabrikler war Vater gewesen, hatte stehend essen müssen in den Arbeitspausen, die Kleider voll Farbe, die Luft heiss, voll Textilstaub.

Vater hatte die Nazifahne entdeckt.

Er hatte sie nach Hause gebracht, zu Myrta ins Kinderzimmer, zu ihm, Hengartner: Vater mit seiner Trophäe, dem Nazi-Emblem, dem Beweisstück. Entwendet, geplündert. Im Direktorhaus. Im Dachstock.

Der Hund! Der Fabrikherr?

«Da liegt der Hund begraben.»

Hatte er das gesagt? Sein Vater? Hatte er das wirklich gesagt? Und er, Hengartner, der sein Sohn war? sein Zeuge? Er war – wie alt war Hengartner gewesen? drei Jahre? vier?

«Da liegt der Hund begraben.»

Hier, anstelle des Neubaus, wo Mitarbeiter der «Privat- und Wirtschaftsbank» jetzt Vermögen der Betuchten verwalteten, hatte die Genossenschaftsdruckerei gestanden. Hier, Stauffacherstrasse 5. Hengartner hatte die Fassade noch im Kopf. Hier hatte er angefangen. Im ersten Stock, drüben, zur Hallwylstrasse hin, war die Redaktion gewesen – als «Mädchen für alles»,

hatten sie gesagt, «Sporen abverdienen.» Das war Hengartners Einstieg gewesen. Eine Zeitung, die eingestellt werden sollte, das «Volksrecht». Hier hatte Hengartner angefangen. Ein SP-, ein Parteiblatt. In Sektionen, in Kreisparteien hatte der Chefredaktor, der früher Pfarrer gewesen war, reihum seinen Vortrag gehalten: *Muss das «Volkrecht» sterben?* In der Geschäftsleitung, im zweiten Stock der Genossenschaftsdruckerei, bei Vater und Sohn Rupp, hatten sie bereits das Ende vorbereitet. Einmal war Hengartner im zweiten Stock Messerli vorgestellt worden, der jetzt, ein Vierteljahrhundert später, Präsident des Verwaltungsrates bei der Fernsehillustrierten war, bei der Hengartner als Programmredaktor arbeitete. Das «Volksrecht»! Hengartners Lachen erstickte. Um die Zeitung herauszugeben, hatten sie die Druckerei gegründet. Um die Druckerei zu retten, stellten sie die Zeitung ein.

Sie. Die Bürokraten der Zentrale. Das Gehirn des Apparats, verstrickt, verfilzt. Die Spitze der Linken, die für die Partei stand, für die Gewerkschaft, von der die Mitglieder sich abgewandt hatten, im selben Mass enttäuscht, verbittert und zynisch, wie sie einst loyal, gutgläubig und unschuldig gewesen waren. Und alle paar Jahre wurden dieselben ergebnislosen Diskussionen geführt: Kam es nicht vor allem darauf an, die Opportunisten, die alten Bonzen hinauszwerfen, die Partei neu zu formieren, ohne Karrieristen, ohne Betonköpfe? Aber der Kampf um die Erneuerung endete jedes Mal in Ernüchterung, als sei dies die Erfahrung, die sie in jeder Generation stets neu zu machen hätten, die Erfahrung, dass sie unfähig waren zu lernen – auch er, Hengartner. Hatte er nicht geglaubt, keine Illusionen zu haben, was die Partei, was die Gewerkschaft anging? Es gab keine Gegenwelt, es gab keine Gegenmacht mehr.

Aber es hatte das «Volksrecht» noch gegeben – damals, in jenen Tagen, im Sommer 1968, nach Niederschlagung der Unruhen, beim Augenreiben in der verhetzten Stadt, in der jede Menschenansammlung verboten worden war. Nicht, dass Hengartner sie ernst genommen hätte – die Morddrohung, die einer in sein Telefon geraunzt hatte, aber froh war er doch gewesen, wenn er nach Mitternacht heimtrottete, nicht ganz allein hier unterwegs zu sein, weil unter dem Vordach der Genossenschaftsdruckerei Prostituierte standen, die auf Kunden warteten. Aber irgendetwas, etwas anderes musste doch gewesen sein, vor 1945, spurlos, im Dunkel – verschwunden, getilgt, vergessen. Ein Amateurfilm, 1936 gedreht: Ein Dutzend Lieferwagen, die mit dem «Volksrecht» aus dem Werktor fuhren. Erster-Mai-Umzug: ein Kontermarsch auf der Bahnhofstrasse, Satus-Kolonnen, Männergesichter, Frauengesichter, mutig, schön, eine Heerschau, Bataillone der Hoffnung, stark, vereint, das Publikum, dichtgedrängt, stand Spalier, applaudierte. Eine verlorene Welt, eine schier unglaubliche.

Hengartner torkelte. Er stürzte. Das Glatteis. Er atmete durch, rappelte sich auf. Gegenüber die ersten Häuser der Strassburgstrasse, die aus der Stauffa-



cherstrasse hervorging. Er war ein Fremder geworden – ein Fremder in der eigenen Stadt, ein Tourist, ein Ausländer. Drüben, bei der Häuserzeile hinter dem Werdplatz, hatten Arbeiterhäuser gestanden, ein enges schäbiges Viertel, verrottet, im Zerfall. Geblieben war die Armeleutekirche, halb so hoch wie das neue Wahrzeichen, in welchem der Kirchturm sich scharfkantig spiegelte: eine gläserne Hochhausfassade, die zum Imperium der Bankgesellschaft gehörte. Davor das Cooperativo, ehemals Restaurant Werdplatz, und ein paar Schritte weiter ein schmaler Neubau, sechsstöckig, mit Konferenzsaal zuoberst, mit Blick über die Stadt – die Zentrale, die Gewerkschaftszentrale.

Hengartners Blick streifte die Fassade.

Hier, im zweiten Stock, war's gewesen, wo er die Zeitung gemacht hatte, die Gewerkschaftszeitung. In den 80er Jahren war Fabio, in jener Zeit Ausländersekretär, mit seinem Büro ebenfalls im zweiten Stock gewesen. Von hier aus waren sie aufgebrochen – zu Reportagen, auf Baustellen. Und als sie drüben, im Selnau, im Flussbett die S-Bahn-Röhre betonierten, hatten sie Fabio mitgenommen, ihren Ausländersekretär.

Unter der hohen, im Rohbau fertigen Mauer hatte Juan gestanden, geduldig, den Besen in der Hand.

«Habt ihr Probleme?», hatte jemand gefragt.

Pedro hatte nur die Schultern gezuckt. Er hatte sich neben Juan gestellt – Juan mit Pedro, Vater mit Sohn. Die Männer hatten die Arbeit unterbrochen, um Hengartners Mikrofon hatte sich eine Gruppe gebildet. Vier Arbeiter. Ein Vorarbeiter. Der Bauingenieur. Der Gewerkschaftssekretär vor Ort. Hengartner. Die Fotografin. Und Fabio.

Es war Fabio gewesen, der gefragt hatte:

«Habt ihr Probleme?»

Sprach Fabio von sich selber? Fabio war ängstlich, besorgt. Das war der Eindruck, den Fabio vermittelte – hier, auf dem Bau, ein Mann, der seine Tage hinter dem Schreibtisch verbrachte, hager, blass. Die Frage ärgerte Hengartner. Die Arbeiter hatten nicht auf Fabio gewartet. Glaubte er, sie hätten keinen Stolz?

«Ist das nicht gefährlich?», hatte Fabio weitergefragt.

Er hatte einen Arbeiter gesehen, der auf dem Gerüst oben hantierte. «Nein, das ist nicht gefährlich», hatte der Arbeiter gesagt.

Pedro sagte: «Wenn ein Brett nicht genügt, machen wir zwei hin.»

Der Arbeitsdruck auf den Baustellen war gross, und immer wieder kam es zu Unfällen. Hier aber war nichts passiert. Es war ein Bauabschnitt, der von Unfällen verschont geblieben war. Und die Männer, die hier arbeiteten? Die Dimension ihrer Baustelle? Hatte Fabio sie wahrgenommen? Hatte er sie überhaupt gesehen? Oder waren es nur die Vorschriften, nur die Sicherheitsbestimmungen, die Fabio interessierten?

Auf der Zentrale war Fabio der einzige, der seine Sekretärin zum Diktat an-treten liess. Debora war seine Sekretärin. Sie war ehrgeizig, das war's, was sie mit Fabio, mit ihrem Chef, verband. Die Allüre der Chefsekretärin. Es war ihr Wille, ihr entschlossener Wille zum Aufstieg.

«Ich hätte mich geweigert», hatte Marlies gesagt.

Marlies war Hengartners Assistentin, seine rechte Hand. Oder eher seine linke, seine linkische. Sie sass ihm gegenüber, auf der anderen Seite der zwei zusammengerückten Pulte, in diesem Büro, wo sie gemeinsam die deutsch-sprachige Gewerkschaftszeitung machten. Hengartner hatte sich auf die neue Nummer geworfen, die eben eingetroffen war, verspätet wie immer, abscheu-lich gedruckt, ein Ärgernis.

«Alle ändern –», sagte Marlies. «Alle im Haus würden sich weigern.»

«Du meinst, Debora ist die einzige, die –»

Zum Diktat! Er sah Fabio hinter seinem Pult hervortreten, das überladen war mit Akten, mit Papieren. Die einzige? Debora? Hengartner sah Debora vor sich, wie sie neben Fabios Pult auf dem Stuhl sass, die Beine überge-schlagen, sah sie zu Fabio aufblicken, der hin und her ging, während er seine Worte, seine Sätze absonderte, die Debora in ihrem Stenoblock auffing. Eine abstruse Einverleibung. Aber wer war hier die Schlange? Wer war die Maus?

«Sie ist die einzige, die das mit sich machen lässt. Es ist entwürdigend. Aber Debora –», fügte Marlies mit bitter-süßem Lächeln hinzu. «– sie will ei-ne gute Sekretärin sein.»

Marlies hatte gekündigt.

Sie würde die Gewerkschaft verlassen, auch wenn es «unmöglich» war, sie zu verlassen – die Gewerkschaft, die ein Sekretär erst mit seinem Tod verliess, die grosse Familie, für die zu arbeiten ein Entschluss fürs Leben war. Aber Hengartner hatte es immer anders gesehen: Es gab nichts fürs Leben, alles ge-schah auf Zeit. Er war sich selber verpflichtet, seiner Selbstachtung. Er hätte vor Marlies gehen müssen, er hätte längst schon gehen müssen.

Marlies hatte ein Psychogramm entwickelt, ein Psychogramm der Zentrale. Ein Merksatz hiess: «Jeder, der hier eintritt, wird zuerst einmal hereingelegt.» Die Regel war: Einer war nichts, was er auch tat. Er war nichts, solange er diese Abreibung nicht bezogen, diese Lektion nicht gelernt, sie verinnerlicht hatte, und diese Lektion hiess: Aufstieg gab es nur durch Unterwerfung. Wer neu hier eintrat, hatte niemanden in diesem Haus, nicht einen einzigen Freund. Jeder als des andern Feind, die Erniedrigung als Versatzstück der Macht, des Appetits auf Macht, mit dem jeder Neuling korrumpiert, umgedreht wurde. Hengartner hatte es nicht für möglich gehalten. Diese Geringschätzung der eigenen Leute, die nichts anderes war als die eigene Geringschätzung.

Im Land draussen, auf den Kreissekretariaten, war sie verhasst, die Zentrale – und es gab keinen noch so kleinen Ort mit Industrie, in dem die Gewerk-

schaft nicht einen Kreissekretär beschäftigte, überall, bis ins Wallis hinauf, hatte sie ein Netz von Aussenposten, und überall, auf den Aussenposten, gab es Kreissekretäre, die ihre Verletzung pflegten, sie der Zentrale anlasteten, überall gab es diese Spur der Verwundung, schmerzhaft, eindrücklich genug, um eigenes Versagen, eigene Abhängigkeit oder Unterlassung zu übersehen. Natürlich war's ein schlechter Witz, aber irgendwie doch typisch. Alle Linken, die Hengartner kannte, alle von einiger Intelligenz, hatten dieselbe Haltung der Zentrale gegenüber. Alle waren überzeugt, dass die Zentrale von einer Gruppe toter Bürokraten besetzt war, die die Gewerkschaft leiteten, dass aber die wirkliche Arbeit trotz der Zentrale getan werden musste. Aber was immer sie taten, mit welchem Erfolg oder Misserfolg, die Zentrale blieb, was sie in ihren Augen stets gewesen war: ein finsternes Bürokratennest. Einmal, bei einem Managementseminar im gewerkschaftseigenen Bildungszentrum war es beinahe zum Eklat gekommen. Einer der «Macher» in der Geschäftsleitung war aufgestanden und hatte gerufen: «Ich glaub's einfach nicht – dass ein Verband, der finanziell so gut dasteht, eine so schwache Führung haben soll.» Aber sooft auch das Planspiel wiederholt wurde, das Ergebnis war immer dasselbe geblieben: *Führung schwach*. Nicht, dass es sie wirklich erschüttert hätte, die Mitglieder der Geschäftsleitung, die Hengartner für fantasielos, für inkompetent hielt – nicht umsonst stand die Zentrale draussen für Macht und ihren Missbrauch, für die schnöde, ruppige Missachtung all dessen, was sie hochzuhalten vorgab. Aber hatte Hengartner das alles nicht gewusst – 1968, in der Radikalität seines Aufbegehrens? Sein erster Eindruck hatte nicht getrogen. Warum war er davon abgerückt und hatte sich mit der Gewerkschaft eingelassen? Im Grunde hatte er alles gewusst. Warum hatte er es noch erfahren müssen?

Dabei hätte die Gewerkschaft Licht sein sollen, Licht im Finstern – nach der Idee ihrer Gründer, aber sie war nicht Licht, sie war Schatten, sie war Abbild industriellen Fortschritts, seiner Katastrophen, deren Korrektiv sie hätte sein sollen. War es je anders gewesen? in den Anfängen, im Appenzellerland, als Howald Eugster, der Arbeiterpfarrer, nach der Sonntagspredigt von Hof zu Hof pilgerte und versuchte, die Heimarbeiter zu organisieren? oder später, im Glarnerland, als ganze Dörfer – Männer, Frauen, Kinder – als Industriearbeiter frühmorgens in den Fabriken verschwanden? oder später, in Basel, wo sie die Farbe produzierten, nach der die Textilindustrie verlangte, wo Arbeiter abends nach Hause kamen, gekennzeichnet, mit verschmiertem Gesicht, lange bevor es die Chemie, die Pharmaindustrie gab? oder auf dem Bau, als Banken aufkamen und Eisenbahnen, als durch den Gotthard ein Tunnel getrieben wurde, als die Arbeiter, die zu Tausenden aus Italien ins Land gekommen waren, sich ihr Blut nicht aus den Leibern quetschen liessen und aufbegehrten, streikende Arbeiter, die den Tunneleingang in Göschenen besetzten und von

einem Hilfskorps mit Gewehrfeuer auseinandergetrieben wurden: ein Gemetzel, was für ein Gemetzel!

Mit gezuckten Schultern ging Hengartner weiter.

Und Fabio? Er liess sich jetzt mit einem Presslufthammer fotografieren. Er war jetzt im fünften Stock, in der Chefetage. Der Sohn eines Kleingewerblers, der Spross des Establishments eines Tessiner Dorfs, der Akademiker geworden war, ein Aufsteiger. Er war jetzt Zentralpräsident.

Belebt, pulsierend, ein Gedränge, ein Geschiebe. Hier, am Stauffacher, Ecke Badenerstrasse, wo der Abendverkehr im liegengebliebenen Schnee stockte und Passanten stehend, eilend, rutschend, stürzend sich zwischen Tramwagen bewegten. Ein 9er, zwei aufgerückte 3er, in der Gegenrichtung ein leerer 2er. Noch waren es Büroangestellte, die aufs Tram warteten, das sie in die Aussenquartiere brachte, bald würden sie abgelöst worden sein von Jugendlichen, die hier, bei McDonald's am Stauffacher, herumhingen, Jugendliche, die noch lange nicht nach Hause wollten. Die Häuserflanke – das Tor zu Aussersihl – war abgebrochen worden, die Liegenschaften hatten sie zwangsgeräumt. Hengartner ging vorbei an Lord Sandwich, einer zweiten Fast-food-Bar, die zum K 3000 gehörte, zum neubauten Einkaufszentrum. Er war zurück in der Stadt, aber die Stadt war eine andere geworden. *In der Zürcher City wohnen?* Das Inserat war Hengartner ins Auge gesprungen. *Am Stauffacher in unserer neuerstellten Liegenschaft vermieten wir per sofort* – Aber seit wann gehörte der Stauffacher zur City? Und 1595.– Fr. Miete bereits für eine Ein-Zimmer-Wohnung? *Interessenten melden sich bitte bei unserem Hauswart, Herrn Kesselring, Tel.* –

«Sie haben gesehen →» Frau Meier, die Sachbearbeiterin auf der Liegenschaftenverwaltung, hatte aufgeblickt. «← wir haben viele Bewerber.»

Das hatte Hengartner gesehen. Bis ins Treppenhaus hinaus hatten sie gestanden, die Mitbewerber, die Konkurrenten. Eine Menschenschlange, abgestumpft, hinauf zur Wohnungstür vorgerückt, Männer, Frauen, die meisten jünger als Hengartner. Er war als letzter gekommen.

«Ich weiss», sagte er.

Frau Meier, sorgfältig geschminkt, blondgefärbtes kurzgeschnittenes Haar, hatte ein leuchtend gelbes Deux-pièces an. «Sie sind in einer Notlage?»

«Ich hab mich →»

Hengartner schluckte. Er sah Frau Meier an.

«← ich hab mich von meiner Frau getrennt», sagte Hengartner. Aber stimmte das wirklich?

Frau Meier schaute, als erinnerte Hengartner sie an etwas, das ihr selber zugestossen war.

«Sie brauchen sofort etwas?»

Hengartner nickte.

«Aber Sie haben Arbeit?»

«Mehr als genug.»

«Und Sie haben eine Stelle?»

«Ja.» Seine Endstation, die Fernsehillustrierte. Die Gruft. Seit sechs Jahren suchte er eine andere Stelle, vergeblich. Jetzt war auch Vera noch weg, das letzte bisschen Leben. Gloria, eine rundliche redselige Endfünziglerin, sass jetzt an ihrem Pult.

Frau Meier hatte ein Formular hervorgezogen. «Sie sind allein?»

«Ja.» Hengartner dachte an Lisa, die er seit Wochen nicht gesehen hatte.

Ein einziges Mal war Lisa in der Folge zu Besuch gekommen, hierher, in diese kleine, neue Wohnung, die Hengartner zu seiner Überraschung tatsächlich bekommen hatte – hier, am Stauffacher, eine Ein-Zimmer-Wohnung. Aber Lisa war nicht geblieben, sie hatte bei Hengartner nicht übernachtet.

«Es ist elend schön», hatte Lisa gesagt.

Sie hatte am Fenster gestanden, den Blick hinausgerichtet, als wollte sie gleich wieder gehen. Aber Hengartner wollte Lisas Mitleid nicht. Sie hatte am Fenster gestanden, als täte er ihr leid, irritiert, als sei sie selbst erschrocken über das, was sie angerichtet hatte. *Elend schön*. Hatte Lisa gar nicht ihn, Hengartner, gar nicht die Wohnung gemeint, sondern das Strassenleben unten, die Ladenfenster, das Kino Metropol, ehemals Ritz, ehemals Roxy, die Häuserfront gegenüber, die neubaut worden war, nachdem sich hier jahrelang besetzte Häuser gehalten hatten?

«Ich kann noch immer nicht richtig schlafen», hatte Hengartner gesagt.

Er war in die Küche gegangen, in der es in dieser Ein-Zimmer-Wohnung einen Geschirrspüler gab, aber kein Geschirr. Er hatte Wasser aufgesetzt.

«Warum?», hatte Lisa gefragt. «Was hast du?»

«Nichts.»

«Du hast dich verändert.»

«Wa-as –?» Aber Hengartner hatte sich verändert. Er hatte zu meditieren angefangen, auf einem Kissen sitzend, die Beine gekreuzt, allein in der Wohnung hier, spät in der Nacht, schlaflos, in frühen Morgenstunden. Er bemühte sich still zu sitzen, es auszuhalten in seinem Lotussitz, ungeübt, wie er war, sich nicht zu bewegen, nicht zu rühren – keine Hand, keinen Finger, auch wenn's an der Nase biss, übermächtig, sodass er sich kratzte. Er tat, was Teil der Exerzitien war, die er bei Abgottspon im Volkshaus übte, bei *Zen und Yoga*. Sich nicht zu bewegen, sich auf eine einzige Wahrnehmung, auf die des Atmens, zu konzentrieren. Aber sosehr Hengartner alles andere auszuschliessen versuchte, alles Erdenkliche jagte ihm durch den Kopf, gefangen, wie er war, gefangen in sich selbst, im Aufruhr seiner Gedanken, seiner Gefühle. «– was hast du gesagt?»

Lisa rief: «Du bist so anders.»

Das Wasser kochte. Hengartner brühte Tee an. Er gab erst Milch in die Tassen, dann erst den Tee, Earl Grey. «Anders? Wie anders?»

«Es ist –» Lisa sass am Boden, an die nackte Wand gelehnt, die Handtasche neben sich. Sie nahm die Tasse, die Hengartner ihr reichte. «– es ist alles so leer, so uneingerichtet.»

Hengartner: «Ich weiss nicht –»

Lisa dazwischen: «Du hast keinen Zucker?»

Aber er hatte Zucker. Er brachte Lisa welchen. Er hatte sogar einen Löffel. «– ich weiss nicht, ob ich mich einrichten will.»

Sie sah ihn skeptisch an. «Nein?»

«Ich bin jetzt einfach hier», hörte Hengartner sich sagen. Wovon sprach er überhaupt? «Ich hab das nicht geplant.»

Nachts, wenn das Kino jeweils aus war, quatschten unten die Jugendlichen, auf der Strasse gegenüber noch eine Weile miteinander, ehe sie ihre Mopeds anwarfen und mit knatterndem Geheul davonpreschten und Hengartner zurückliessen, den sie aufgeweckt hatten, aufgewühlt, überrascht über sich selbst, über soviel Angst, soviel Mutlosigkeit, dünnhäutig, wie sein Schlaf geworden war. Einmal, aus einem seiner Träume hochgefahren, hineingestossen, gefangen, in der Sackgasse verirrt, in der Verfolger ihn an die Wand drückten. Mit nie gekannter Intensität hatte Vater hier gestanden, hier am Fenster, hatte den Kopf geschüttelt, direkt vor Hengartner. Vater hatte nie verstanden, was Hengartner bei der Partei, bei der Gewerkschaft suchte. «Dich hat der Hund gebissen», hatte Vater gesagt, Vater oder Vaters Gespenst vielmehr, mit dem Hengartner hier allein war in der Nacht, in der Stille, in der unendlichen Verlassenheit der Morgenstunden, wenn noch kein Tram aus der Entfernung heranrauschte und längst schon kein Schritt mehr über dem Kopfsteinpflaster verhallte. Und er, Hengartner? War er nicht wie ein Kursflugzeug, das durch Luftlöcher hindurch musste, ein Jumbo, bei dem ein Triebwerk ausgefallen war? Noch ein Absturz – und er würde es sein, der unten, im Licht der Strassenlampen, liegen würde, zerschmettert.

«Ich hab's mir anders vorgestellt», hatte Lisa gesagt.

«Wie anders?»

«Ich weiss nicht. Anders.» Lisa nahm einen Schluck. Sie lächelte geheimnisvoll. «Nicht so nüchtern, nicht so –»

Sprach Lisa von seiner Ein-Zimmer-Wohnung? Sprach sie von ihrer Wiederbegegnung unter solch neuen Vorzeichen?

«Nicht so asketisch, meinst du?», fragte Hengartner.

Aber Lisa ging darauf nicht ein. Sie hatte die Tasse weggestellt. Sie war ein, zwei Stunden geblieben.

«Oder vielleicht bist du es?», fing sie erneut an. «Irgendwie bist du anders – ja, du bist anders geworden.»

Er hätte es keine Sekunde länger ausgehalten. Musste auch Lisa jetzt anfangen ihn zu begutachten? Er ertrug Kritik nicht. Er hatte in der Küche sinnlos zu hantieren begonnen, geschützt, vor Lisas Angriff sicher, sicher in der Klause seiner Separation.

«Was machst du?», hatte Lisa gerufen. Und dann, als Hengartner schwieg: «Komm, wir müssen die Wohnung einweihen.»

Sie hatten sich «geliebt», hatten in Hengartners leerer Ein-Zimmer-Wohnung gefickt, übereinander am Boden, auf dem Spannteppich, auf dem Futon, den er gekauft hatte. Er hatte herumgestossen, in Lisa hinein. Er fühlte sich herumgestossen.

Klingelnd ein Tram, das vorbeiratterte in Hengartners Rücken. Er hatte die Haustür aufgeschlossen. Jetzt war hier Fussgängerzone, ein Einkaufszentrum. Er trat ins Haus, Gründerzeitfassade, sonst alles neu, alles ausgehöhlt. Er trat in den Lift, sah sich im Spiegel an: Hier war er also, ein halbes Leben später, als sei er zurück von einer langen Reise. Aber würde er hier je wieder zu Hause sein?